




*Ein Essay von Matthias Noell*



# Vollkommen fertig? Und Berlin bewegt sich doch!

Hinter den barocken Spittelkolonnaden befindet sich der 1969 bis 1982 gebaute „Komplex Leipziger Straße“, mit 2.000 Wohnungen eines der größten Wohnbauprojekte Berlins.

# V

Vor etwas über einhundert Jahren erschien das Buch *Berlin. Ein Stadtschicksal*. Sein Autor, der Ornamentzeichner und Publizist Karl Scheffler, war längst als Kunstkritiker bekannt und hatte für die Reformbewegung in Kunst, Architektur und Gestaltung Stellung bezogen. Berlin, so Scheffler mit dem berühmtesten Satz seiner scharfzüngigen Stadt-Biografie, sei verdammt, „immerfort zu werden und niemals zu sein“. So scheint es auch heute noch zu sein: Die Baustellen nehmen kein Ende, die Metropole ist noch immer unvollendet. Nun mag, oberflächlich betrachtet, das „Fertigwerden“ das eigentliche Ziel der Architektur sein, die gesellschaftlichen Veränderungen an sich machen eine endgültige Fertigstellung einer Stadt aber nicht nur unmöglich, sie wäre nicht einmal wünschenswert. Denn die Form einer Stadt berichtet von ihren Bewohnern, und sie lebt und verändert sich mit ihnen, manchmal sogar schneller als sie, wie Charles Baudelaire angesichts der durchgreifenden Pariser Abriss- und Neubaumaßnahmen unter Baron Haussmann schrieb: „Das alte Paris ist nicht mehr; die Form einer Stadt wandelt sich rascher, ach, als das Herz eines Sterblichen.“ Auch Joseph Stübben, zu Schefflers Zeit einer der berühmtesten Städtebauer und Fachautoren, betonte dies und kritisierte damit implizit auch den Autor von *Berlin. Ein Stadtschicksal*, als er in der dritten Auflage seines Hauptwerks *Der Städtebau* 1924 schrieb, eine Stadt sei „niemals fertig“, „stets im Werden und Wachsen“.

Die „unfertige“ Stadt ist der Normalfall, „unvollendet“ wird man hingegen eher postum das früh verstorbene Genie nennen und mit ihm auch die Fragmente seines Werks. Schuberts Sinfonie in h-Moll und auch Mahlers 10. wurden so zu „Unvollendeten“. Wir leben hingegen gut mit den unfertigen Hinterlassenschaften, auch mit der unfertigen, collagierten Sinfonie von Berlin, denn so können wir weiterkomponieren, weiterbauen, weiterdenken. Selbst das vollendete Wohnen ist nur ein furchterregender Endzustand: „Er ist fertig!“, schloss Adolf Loos seine berühmte Satire „Vom armen reichen Mann“ (1900), der sich sein Interieur von einem Totalkünstler einrichten ließ, „er ist complet!“

Positiv hingegen sei die Wohnung, in der man leben dürfe: „Die Wohnung war nie fertig; sie entwickelte sich mit uns und wir entwickelten uns in ihr.“

Eine vollendete Stadt im Sinne des 19. und frühen 20. Jahrhunderts war lediglich die „tote Stadt“, eine ruhige, entvölkerte, ästhetische Ansammlung von Steinen, ohne die allerorts sonst zu beobachtenden Spuren der Industrialisierung. Die viel zitierten Beispiele waren Brügge, Venedig oder Aigues-Mortes im Süden Frankreichs, „ein Grabstein, ein unverwüstlicher Granit, der uns fortwährend an den ewigen Tod erinnert“, wie Maurice Barrès schrieb. Baudelaire sah die Stadt Brügge schon zur Gänze verschwinden, „cela sent la mort“, doch es kam bekanntlich anders. Denn Baudelaire, Rodenbach, Verhaeren und all die anderen Einsamkeits- und Sehnsuchtsdouristen setzten in Gang, was 150 Jahre später dieselben Städte substanzuell und sozial an den Rand des Kollaps führen sollte. Aber plötzlich, im Frühjahr 2020, konnte man erneut einen verödeten Markusplatz bestaunen, auch wenn nur von oben über eine Webcam. Die Betrachter wird dabei, wie auch beim Anblick der eigenen entvölkerten Stadt, sicher eine neue Art von Untergangsstimmung befallen haben.

Städte bestehen nicht aus einem großen Entwurf, sondern aus Akkumulationen und Überlagerungen von grandiosen oder großartigen Würfeln, vor allem aber Missgeschicken und Fehlern. Friedrich Achleitner brachte es – wie so häufig – auf den Punkt: „Welch eine Illusion, eine Stadt planen zu können. [...] Jede Planung ist falsch. Die Qualitätsunterschiede liegen nur in der Länge der Zeitspanne, bis die Fehler sichtbar werden. Wir leben mit den Fehlern der Vergangenheit, und manchmal lieben wir sie sogar.“ Es ist bemerkenswert, dass die in Berlin von manchen so häufig geschmähten Protagonisten der Moderne wie Werner Düttmann dies auch schon so feststellten: „Eine Stadt ist kein Zustand, den man endgültig planen kann, sondern ein immerwährender Prozeß. Weil sie das Leben ist. Auch der Plan bedarf der Ehrfurcht vor diesem Leben.“ Aber mit den Fehlern ist es wie mit den Vorurteilen und dem Unfertigen, man kann es sich darin auch gemütlich machen, sich darin einrichten.

Charlottenburg: Wohnungsbau in der Eosanderstraße 18 von Hans Kollhoff, 1982 aus einem städtebaulichen Ideenwettbewerb des Senators für Stadtentwicklung und Umweltschutz hervorgegangen.



Friedrichshain:  
Der Wohnungsbau in der Eckertstraße von Orange Architekten heißt „Einfach gebaut“. Das Gebäude gewann 2018 den BDA-Preis Berlin.

Friedenau: In der Schmiljanstraße 9/13 treffen sich Kaiserzeit und Wirtschaftswunder an der gemeinsame Trauflinie des Berliner Blocks.





Die Architekten Paul Mebes und Paul Emmerich entwarfen den 1926 erbauten Reformwohnungsbaue am Innsbrucker Platz für die degewo AG.



Spandau, Ortsteil Hakenfelde:  
Die Reformwohnungsbauten am Wansdorfer Steig wurden 1913 bis 1917 von der Charlottenburger Baugenossenschaft nach Entwürfen von Joseph Feldhuber gebaut.

Oben: zwischen 1909 und 1914 wurden in der zweiten Ausbaustufe der Wohnsiedlung am Nonnendamm in Siemensstadt 203 Wohnungen errichtet. Die zur Straße hin grünen Quartiersplätze und Innentoiletten in allen Wohnungen sind für damalige Zeiten neuartig und luxuriös.

Unten: Die Siedlung „Heimat“ am Quellweg entstand 1920 bis 1934. Der Architekt Hans Hertlein setzte die örtliche Gegebenheit in eine spitzwinkelig zulaufende Quartiersstraße um.



Scheffler, so ist zu vermuten, hatte ein Städtevergleich aufgebracht. 1908 hatte er Paris, nicht etwa Berlin, seine ersten städtischen Notizen gewidmet, hier war er dem „empfindsamen Reisen“ nachgegangen, angeregt wohl durch seine Vorläufer Laurence Sterne und Otto Julius Bierbaum. In Paris fand er ein Gegenstück zu Berlin: „Paris ist nie der Gefahr ausgesetzt gewesen, durch überschnelles Wachsen die Herrschaft über sich selbst zu verlieren, und so in einen Zustand des Parvenütums zu geraten.“ Im Gegensatz zum andauernden Werden, schätze er hier das dauerhaft Unfertige: „Merkwürdig ist es, wie sehr sich das ästhetisch anschauende Auge, das vom historischen Bewußtsein ja stark beeinflusst wird, an die unfertigen Zwillingstürme der Notre-Dame, an diese vierkantigen Rumpfe, die man so oft ja bei alten Kirchen antrifft, gewöhnt hat! Man wünscht die fehlenden Spitzen gar nicht hinzu und genießt das Bild wie ein vom Baumeister gewolltes. Diesen Genuß am Unvollständigen lehrt der größte aller Baumeister: die Zeit. Pfuscht der Nachgeborene diesem göttlichen Künstler ins Handwerk, so folgt gleich auch die Dissonanz.“ In Berlin war an den großen Baumeister Zeit gar nicht zu denken – er fühlt sich bekanntlich bis heute dort nicht so recht heimisch. In Paris ging es, so empfand es Scheffler, vergleichsweise geruhsam zu: „Es fehlt alles Getöse, aller Schmutz des Werdens. Die Häuser stehen nicht in ungastlich blanker Neuheit da, in der kalt gleißenden Helle des frischen Anstrichs, und die Gärten, Plätze und Wege sind überall freundlich angewachsen.“ Berlin fehlte wohl die Patina, die Spuren der Benutzung, die Lesbarkeit der Zeit, oder, mit Alois Riegl, der Alterswert, der uns an unsere eigene Endlichkeit erinnert.

## Ausschöpfungsprozesse

Nach Jahrzehnten der Offenheit bewegt sich Berlin allmählich auf den Punkt der „Kompletterung“ zu. Die Freiräume schwinden, der Platz wird knapper, die Möglichkeiten des Experimentierens rar, das Gefühl der Möglichkeit des

Fertigwerdens stellt sich ein. Die Vorschläge zur Bebauung, Aufstockung und Umnutzung überbieten sich gegenseitig. Manch einer, wie Arno Brandhuber, sammelt gar unfertig gebliebene Objekte, natürlich um sie schneller Vermarktung entziehen und so anderen Nutzungen zuführen zu können: „Meine Kollegen und ich fahren oft durch die Stadt, suchen nach Objekten, die unfertig geblieben sind. Wir haben ein großes Archiv davon.“ Eine Berliner Partei wünschte sich – zum Wohle aller naturgemäß – eine ordentliche Liste zur passenden „Ausschöpfung“, also Vermarktung des ungenutzten Flächenpotenzials. Und „für mehr Transparenz und neue Möglichkeitsräume in der Stadt“ sammelt und veröffentlicht deutschlandweit auch der „Leerstandsmelder“ den nutzlosen Freiraum in der Stadt. Schon Honoré de Balzacs habgieriger Kunsthändler Elias Magus verzeichnete in einer Karte von Europa alle noch nicht kapitalisierten Meisterwerke, die er künftig in seinen Besitz zu bringen hoffte. Wann also ist eine Stadt „fertig“? Wenn man alles verkauft, kapitalisiert und „umgenutzt“ hat?

## Emanzipation der Dissonanz

Unsere Städte sind das Ergebnis einer permanenten Folge von Bau-, Zerstörungs- und Renovierungsarbeiten, Schichten, Fragmente und Erinnerungen prägen sie und unser tägliches Leben in ihnen. Längst sehen und schätzen wir mit Aldo Rossi auch in der modernen Platzanlage, in manchem Wohnviertel das Monument, im funktionslos gewordenen Umlauftank oder Flughafengelände, im ehemaligen Tierlaboratorium ein „primäres Element“ mit „weiterreichender Bedeutung“. Nicht nur das antike Theater, auch das typische, kleine oder alltägliche Element, das Infra-Ordinäre, wie es Georges Perec nannte, kann die Zeit überdauern und eine kollektive Erinnerungsfunktion erhalten, die weitere Stadtentwicklung beeinflussen. Liegt es daher nicht nahe, diese Wandlungsfähigkeit mitzudenken, die Ergänzung des Disparaten grundsätzlich weiterzudenken?



Die Bewertungskriterien ändern sich, auch das vermeintlich unwirtliche und schäbige, jedenfalls disparate Erbe wird neu interpretiert – die Denkmaltheorie weiß das schon länger. Hermann Czech hat einmal betont, dass wir in unseren Städten mit der vorhandenen architektonischen Vielfalt leben müssten, denn unterschiedliche Epochen, Maßstäbe, Standards erzeugten unweigerlich Dissonanz. Vielleicht sollte man besser sagen: Dissonanz. Bauen müsse eine „Annäherung an das Vorhandene“ beinhalten, als „Fortsetzung des Vorhandenen in der Bildung einer neuen Einheit auf höherer Ebene. [...] Es kommt darauf an, den bestehenden Bau zu respektieren“ – mehr noch vielleicht: die bestehende Stadt zu respektieren. Das Dissonante als Normalität und Ausgangspunkt akzeptieren lernen, das Vorhandene mit der Rhetorik des Komplexen und Widersprüchlichen nutzbar machen, am besten ohne moderne, postmoderne und antimoderne Rhetorik. „Abriss nicht nötig“, schrieb Werner Düttmann als Prinzip einer in die Zukunft gerichteten, Umnutzungen mitbedenkenden Architektur nieder, denn Abriss ist Verarmung.

Wenn wir also die Realität und vorhandene Substanz nicht systematisch idealisierten und überschätzten, wie es Rem Koolhaas in seinem Text „The Terrifying Beauty of the Twentieth Century“ als Methode reklamierte; wenn wir sie nicht in Teilen kategorisch als Fehlstart oder Irrweg ablehnten, wie Hans Kollhoff dies mit der Moderne seit

dem Ersten Weltkrieg tat; wenn wir unsere gebaute Umgebung also freundlich-nüchtern analysierten und in ihren Potenzialen bewerteten? – Nicht nur wäre alles „Architektur“ (Hans Hollein, 1967) und alles „Umbau“ (Hermann Czech, 1973). Alles wäre Stadt. Und auch der ideologisch umkämpfte Berliner Ernst-Reuter-Platz wäre dann mit Robert Venturi „almost alright“.

**D**as Leben in den Zeiten von Covid-19 wird architektonische Spuren hinterlassen. Die Gestaltung gemeinschaftlicher und privater architektonischer und städtischer Räume wird neu, oder wenigstens anders zu diskutieren sein, ähnlich wie es nach der Entdeckung der Cholera oder der Tuberkulose, ihren Ursachen und Möglichkeiten zu ihrer Bekämpfung der Fall war. Die Architekten und Architektinnen des frühen 20. Jahrhunderts orientierten sich an den wissenschaftlichen, insbesondere auch medizinischen Erkenntnissen. Die Forderung nach mehr Hygiene zeigte sich zunächst in der Anlage und dem Betrieb von Krankenhäusern, Sanatorien und Schulen. Neue typologische Systeme, wie Pavillonkrankenhäuser oder -schulen, die eine bessere Luftzirkulation bewirkten sowie die Einhaltung von mehr Abstand ermöglichten, wurden erfolgreich erprobt und weltweit angewendet, die Notwendigkeit der Querlüftung wurde entdeckt.

Vom 1. bis zum 8. November 1904 tagte im Pariser Collège de France in Paris der erste internationale Kongress für hygienische Wohnformen unter der Schirmherrschaft der französischen Gesellschaft für Hygiene. Themen waren neben architektonischen Belangen zur Arbeiterwohnung oder dem Ledigenwohnheim auch Wege der Desinfektion, die Hygiene in den Theatern oder das Lüften von Wohnräumen, Werkstätten, Klassen und öffentlichen Veranstaltungssälen: „Nicht wenige Krankheiten werden durch kontaminierte Luft übertragen [...]“. Als deutscher Delegierter vor Ort sprach unter anderem der Mediziner und Sanitätsrat Heinrich Straßmann, im Komitee saßen mit Joseph Stübben und Hermann Muthesius prominente Vertreter der Architektur

und Politik des Kaiserreichs. Muthesius, den wir als einen der wichtigsten Vertreter der deutschen Landhausbewegung kennen, war wiederum im Propagandaausschuss für den Zweckverband Berlin engagiert und trat in diesem Zusammenhang auf Informations-Veranstaltungen auf. „Für Gross-Berlin“ war 1912 auf den Ankündigungsplakaten zu lesen, daneben Käthe Kollwitz' Zeichnung eines jungen Mädchens mit Kind zu lesen – die beiden Protagonistinnen mit tiefen Augenringen und traurigem Ausdruck vor einem Schild stehend: „Spielen im Hof ist verboten“. Man forderte „weiträumige Bebauungspläne für gesunde Kleinwohnungen“, „Ausbau des Schnellbahnnetzes und billige Tarife“, „leicht erreichbare Parks und Spielplätze. Wald- und Wiesengürtel“. In roter Schrift wurde man auf die prekäre Wohnsituation in Berlin hingewiesen: „In Groß-Berlin wohnen 600.000 Men-



schen in Wohnungen, in denen jedes Zimmer mit fünf und mehr Personen besetzt ist. Hunderttausende von Kindern sind ohne Spielplatz.“ Noch Jahrzehnte später, nach dem Zweiten Weltkrieg, konstatierte Aldo van Eyck, Schöpfer von Hunderten von Amsterdamer Spielplätzen, „eine Stadt ohne die besonderen Bewegungen von Kindern [...] [sei] ein bösesartiges Paradox.“ Die Skeptiker, zum Beispiel Wolf Jobst Siedler und Elisabeth Niggemeyer in ihrem berühmten Buch *Die gemordete Stadt*, hielten diese neuen Angebote wiederum nicht ab, die gleichen Verbotsschilder genau dort, in den neuen Stadtvierteln wie dem Hansaviertel, zu finden und zusammen mit verödeten Spielplätzen abzulichten und spöttisch zu kommentieren.

Neben den Hygienikern, Politikern und Architekten nahmen auch die Künstler und Literaten an der Debatte

um ein modernes, gesundes Wohnen teil. Émile Zola hatte in seinen Romanen *Rom* (1896) und *Arbeit* (1901) die katastrophalen Wohnsituationen der armen Bevölkerungsschichten beschrieben, gleichzeitig prangerte Heinrich Zille das Trockenwohnen und andere unhaltbare Berliner Zustände in seinen Karikaturen an. Die Kritik, aber auch die Maßnahmen zur Bekämpfung ähnelten sich in Paris, Hamburg oder Berlin. Architekten wie Augustin Rey oder Henri Provensal erforschten und publizierten den Zusammenhang von Architektur und Tuberkulose, von Lichteinfall und Luftzirkulation, das Verhältnis von Innen- zu Außenraum, das Verhalten der Keime und zogen für ihre Entwürfe konsequente Schlüsse aus den gewonnenen Erkenntnissen. Vergleichbar erforschte auch Eduard Schmitt in seinen Bänden des *Handbuchs für Architektur* zur selben Zeit den natürlichen Lichteinfall in Gebäuden. Nicht nur das Fachgebiet der Haustechnik resultiert aus diesem Vorgehen, es ist der wissenschaftliche Anspruch der Architektur selbst, der an der Schwelle zum 20. Jahrhundert neue Dimensionen erreichte. Es ist daher nicht verwunderlich, dass der Kunsthistoriker und Architekturtheoretiker Sigfried Giedion in *Befreites Wohnen* (1929) und der Mediziner und Politiker Wilhelm von Gonzenbach in seinen Schriften, *Hygienesches Wohnen* (1929) und *Gesundes Bauen Gesundes Wohnen* (1934), von denselben Erkenntnissen und Parametern ausgingen und sich ihre Bücher letztlich nur in ihrer Rhetorik und Bildverwendung unterscheiden.

Nicht selten waren es vor dem Ersten Weltkrieg die Genossenschaften und gemeinnützigen Stiftungen, die die entscheidenden Schritte und Experimente unternahmen, medizinische Erkenntnisse in neue Wohnbauten und -konzepte zu überführen. In Hamburg errichtete der 1892 gegründete genossenschaftliche Bau- und Sparverein 1899 am Stellingener Weg die erste „Hamburger Burg“. Ein zur Straße geöffneter Hof vermied die geschlossene, schlecht belichtete und unbelüftete Hofwohnung. In Berlin bauten kurz zuvor der Berliner Spar- und Bauverein von 1892 und dann auch der Beamten-Wohnungs-Verein mit Alfred Messel, Paul Kolb, Paul Mebes

**Gleisdreieckpark:**  
 Das prägnante  
 Gebäude „Am Lokdepot“  
 entstand durch die  
 Initiative und Planung  
 von Robertneun Archi-  
 tekten. Das Wohnhaus  
 mit einem Gewerbe-  
 sockel gewann 2015  
 den BDA-Preis Berlin.



Charlottenburg: Die wegweisenden Wohnbauten des Beamten-Wohnungs-Vereins zu Berlin wurden 1907 nach den Plänen von Paul Mebes im Fritscheweg gebaut.

Überall Baustellen in Berlin. Links das IBA-Wohnhaus an der Charlottenstraße von John Hejduk, rechts das (ehemalige) GSW-Hochhaus von Sauerbruch Hutton Architekten.



und Erich Köhn reformierte Wohnbauten mit neuen, kammartigen Straßenbauungen, Haustypen, Erschließungssystemen und Grundrissen. Ohne diese grenzübergreifenden Überlegungen und Vorarbeiten wären sowohl der Städtebau als auch die Bauten der Moderne nach dem Ersten Weltkrieg kaum denkbar gewesen. Und es ist interessant, die Lösungen für ein modernes, gemeinschaftliches und hygienisches Wohnen miteinander zu vergleichen, die konzeptionellen Ähnlichkeiten zu suchen, denn die Berliner Wohnbauten in der Hildgardstraße oder der Haeslerstraße stehen jenen in der Pariser Rue Marcadet oder in der Rue de Bague vor allem konzeptionell und typologisch nahe, nicht so sehr aus formalen Gründen. Manche Lösungen, wie zum Beispiel von Gabriel Veugny in der Cité Napoléon (1851) oder von Auguste Labussière in der Pariser Rue de la Saïda (1912–1914) blieben

**Der automatische Kehrichteimer, „Klipp-Klapp“**  
**Die beste Sitze der Hausfrau!**  
 Unentbehrlich in jedem modernen Haushalt!  
 Einfach — Dauerhaft — Sauber — Hygienisch  
 Bequem — Sparsam



„Klipp-Klapp“ geschlossen „Klipp-Klapp“ mit dem Fuß geöffnet

Der Kehrichteimer „Klipp-Klapp“ stellt in jeder Küche einen Feind für die Hausfrau dar. Das Öffnen des Deckels erfolgt durch Füllzeit auf dem Hebel, während der Schüssel mit Inhalt gefüllt ist. Die Hände der Hausfrau werden durch das Öffnen des Deckels nicht mit dem Inhalt des Eimers in Berührung kommen, auch nicht beim Entleeren. Scharfe Kanten werden durch das Öffnen des Deckels mit einem weichen Material abgedeckt. Der Kehrichteimer „Klipp-Klapp“ ist abwärts von weitem Handhabung, mit Fußpedal, 21 cm hoch, 21 cm breit, 37 cm tief, 21 cm hoch gegen Veranlassung oder Nachnahme.

**Medizinisches Warenhaus Frankfurt a. M.**  
 Südfriedstraße 9–19 G. H. B. H. 2489; H. B. C. 8861 Postfach Nr. 4707

Einzelfälle, sind aber bis heute von einer verblüffenden Radikalität und als Referenzen tauglich – auch wenn oder gerade weil sie nicht zum engeren Kanon der Architekturgeschichte zählen.

## Staubfänger- verzierungen

Es veränderte sich aber auch die gesamte Innenausstattung. Luftige und sonnedurchflutete Zimmer wurden mit abgerundeten Ecken zwischen Boden, Wand und Decke sowie glatteren Oberflächen zur Reduktion von Schmutz und damit zur Eindämmung von Keimen und Bakterien ausgestattet. Der Einsatz neuer Materialien wie Chromstahl, Linoleum oder Schichtformholz bereitete den Boden für eine verschärft geführte Debatte um die neuen Gestaltungsparame-

ter. Viele Neuerungen aus den Sanatorien fanden den Weg in den „modernen Haushalt“ wie der „in Krankenhäusern längst übliche Abfallkübel mit selbstschließendem, durch den Fuß zu betätigten Deckel“, „unentbehrlich in jedem modernen Haushalt! Einfach – Dauerhaft – Sauber – Hygienisch – Bequem – Sparsam“, wie das Medizinische Warenhaus Frankfurt a. M. seinen Trittmülleimer „Klipp-Klapp“ anpries. Und auch die Gegenstände selbst verschwanden, als Kitsch und Staubfänger verunglimpft, in den neuen Eimern. Die viel zitierte Ornamentlosigkeit der Moderne sollte als hygienischer und sozialer Fortschritt verstanden werden, denn an den Ecken und Kanten des Nippes' hingen der Staub und die Keime, und an diesen die Krankheit. Das Resultat waren Objekte ohne Schnörkel und Staubfänger – aber auch davon bitte nur wenig, denn sie machen nur Arbeit beim Säubern. Der Ablehnung des angefüllten, als unhygienisch erkannten Raums entsprach die Sehnsucht nach einer Befreiung von einer allgemeinen Verstaubtheit, wie es Walter Benjamin in seinem *Moskauer Tagebuch* festhielt: „Bei Anblick der hundert Decken, Konsolen, gepolsterten Möbel, Gardinen kann man vor Beklemmung kaum atmen; die Luft muß dick von Staub sein.“ Dem Interieur ging es in der Folge an den Kragen, zusammen mit der Stilvielfalt des Historismus, und das nicht nur in Deutschland: „Überall dasselbe verwirrende Chaos kreisender, unpassender Objekte; Talmimöbel, groteske Kopien sich widersprechender Stile.“ Zu viel Übertragung aus der medizinischen Forschung in den Bereich des Wohnens aber akzeptierte die Bevölkerung auch nicht. Hygienisch, aber nicht schön, lautete ein Kommentar zur Ausstellungspräsentation mit Glas- und Stahlrohrmöbeln von Walter Gropius und seinen Kollegen in Paris 1930. Mittlerweile werden dieselben Objekte des Alltags kaum mehr als hygienisch wahrgenommen, sondern allem voran als schön – 100 Jahre Bauhaus belegen diese Wandlung in der öffentlichen Wahrnehmung mehr als deutlich.

Covid-19 und seine sozialen und räumlichen Auswirkungen auf Wohnen und Arbeiten begleiten uns nun schon einige Monate und weitere Pandemien mit

ähnlichen Folgen könnten folgen. Die Architektur, von jeher eigentlich eine eher langsame Disziplin, wird auf diese Herausforderungen Antworten finden müssen, denn das Entwerfen von Räumen zum Leben miteinander ist ihre primäre Aufgabe. Wie wird Architektur nach der Pandemie entworfen werden, wie die Erschließungen, die Grund- und Aufrisse unserer neuen Wohnungen aussehen, wie das passende Interieur? Wohl kaum wird man erneut den Staubfängern, den Gesimsen, Säulen und Pilastern an den Kragen gehen, aber eine unserer Gesellschaft angemessene Entwicklung neuer, zeitgemäßer Wohnformen, das Verhältnis von öffentlichem und privatem Raum, Individuum und Gemeinschaft, Innen und Außen, Schutz und Freiheit betreffend, bleibt virulent. Ein vorsichtiger und sparsamer Umgang mit Ressourcen und die Einbeziehung wissenschaftlicher Erkenntnisse müsste dabei selbstredend mitbedacht werden. Und mit Karl Scheffler könnte man schlussfolgern, das soziale Bedürfnis sollte die Architektur bilden, nicht das ästhetische.

**B**erlin muss weitergedacht und weitergebaut werden, kann weder immerfort werden, ohne zu sein, noch vollendet werden, „complet“ sein, ohne zur ästhetischen Kulisse für bildungsbürgerliche und touristische Sehnsüchte zu verkümmern. Florian Riegler und Roger Riewe wiesen auf die Notwendigkeit hin, den Willen zu einer homogenen Produktion des Bilds der Stadt gegen das Wissen um das Fragmenthafte des eigenen Tuns hinter sich zu lassen, unrhethorisch und nüchtern: „Es ist klar, dass auch wir nur wieder Fragmente setzen können, aber vielleicht solche, die diese Tatsache nicht zum Stil erheben. Wir wollen weder die Ästhetik des Fragmentarischen noch den totalisierenden Anspruch auf Harmonisierung.“ Architektur und Stadt müssen bezogen und genutzt werden, für sie gilt, was auch für den Menschen gilt: „Der Ausdruck ‚ich bin fertig‘ ist der Ausdruck vollendeter Trostlosigkeit“. Unfertig ist nicht nur der Mensch, unfertig muss auch seine Stadt sein. **Matthias Noell ist Professor für Architekturgeschichte und Architekturtheorie an der Universität der Künste Berlin.**



Der Architekt Hans Kollhoff entwarf den Walter-Benjamin-Platz in Charlottenburg, der im Jahre 2000 fertig gestellt wurde.



Das ehemalige „Damenmodehaus Kersten und Tuteur“ an der Leipziger Straße 36 wurde 1886 errichtet und erhielt sein heutiges Aussehen durch den Umbau des Architekten und Werkbundgründers Hermann Muthesius im Jahr 1913 und den erneuten Umbau durch Patzschke & Partner Architekten 2004.

Oben: Berlin-Dahlem: Das Wohnquartier „Metropolitan Gardens“ wurde 2020 auf dem ehemaligen Gelände des US-Hauptquartiers fertiggestellt.



Mitte: Das 2017 fertig gestellte Wohnhaus in der Chausseestraße von Wietersheim Architekten steht gegenüber des neu errichteten Bundesnachrichtendienstes.

Das Mietshaus Akazienstraße 15 in Schöneberg wurde 1889 – 1890 erbaut. Die Gestaltung der Brandmauer wurde erforderlich, weil unmittelbar davor die Vorbergstraße verläuft – ein städtebauliches Kuriosum in Berlin.



Das „Wohnregal“ in Moabit wurde 2019 von FAR Architekten fertiggestellt.



UNESCO-Weltkulturerbe „Siedlung Schillerpromenade“ in Berlin-Reinickendorf. 1928 bis 1931 im Bauhausstil erbaut, heißt die 1000 Wohnungen umfassende Anlage auch „Die weiße Stadt“. Das Eckhaus Gotthardstraße/Arosener Allee wurde von dem Architekten Bruno Ahrends errichtet.



Der Architekt Aldo Rossi entwarf für das 1998 fertiggestellte Quartier Schützenstraße in Berlin-Mitte eine postmoderne Architektur im Geiste seines bahnbrechenden Buches „L'architettura della città“.

